

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 31 (1949)
Heft: 41

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementpreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzelnummern kosten 25 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnement-Einsparungen auf Postfach-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft "Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Akademie: August Fide, Verlag, Stadlerstrasse 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75, Postfach-Ronto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Telefon 22 52, Postfach-Ronto VIII b 58

Insertionspreis: Die einpaltige Zeile 16 Rappen, die zweipaltige 32 Rappen, für das Ausland / Anzeigen: Schweiz 45 Rappen, Ausland 75 Rappen / Briefgebühren 50 Rappen / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschläge der Inserate - Inseraten-Schluss Montag abends

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Merke aus Israel

II.

Auch auf andern Gebieten als dem des Militärdienstes entfaltet der junge Staat eine rege gesellschaftliche Tätigkeit. Israel gibt uns Gelegenheit, das Werden eines Staates zu beobachten, nicht das allmähliche, organische Wachstum, das sich über Jahrhunderte erstreckt, wie es unsern Völkern bekannt war, sondern ein rasches, sozusagen in Treibhausluft sich vollziehendes.

Erst war beschäftigt, zuerst das Grundgesetz, die Verfassung, zu schaffen. Man erkannte dann aber, daß es nicht möglich sei, in kurzer Frist über alle grundsätzlichen Fragen zu entscheiden, die eine Verfassung aufwirft. Man darf nicht vergessen, daß die jüdische Orthodoxie mit ihren Gelehrten in weitgehendem Maße in das tägliche Leben eingreift, z. B. durch ihre Speisevorschriften oder die Gesetze über die Sabbatheiligung, daß ferner für die Gebiete des Familien- und des Erbrechts heute in Israel noch die Rabbinat zu konsultieren sind. Es wird schwierige Auseinandersetzungen geben, wie fest steht, wie weit religiöse Gesetze in der Verfassung ihren Niederschlag finden sollen und ob für Familien- und Erbrecht künftig zivile Behörden verantwortlich sein werden. Daher hat man zunächst den Verfassungsentwurf in die „Schulab“ verlegt, die auch in Tel Aviv schon vorhanden ist, und nur einige unaufschiebbare Verfassungsentscheidungen getroffen wie z. B. den über die Wahl des Staatspräsidenten und der Regierung. Dann ging man an den Entwurf von Gesetzen, die dringlicher Natur sind. Dabei wird über eine Reihe von grundsätzlichen Fragen tiefgehende Entscheidungen und also wertvolle Vorarbeit für die Verfassung geleistet, die ja einmal kommen muß.

Die gesetzgebende Arbeit hat am 14. Februar 1949 mit der Eröffnung der Knesset, des Parlaments von Israel, begonnen. Die Knesset zählt 120 Mitglieder; davon sind 10 Frauen. Die gemäßigten Sozialisten (Regierungspartei) verfügen über 46 Sitze; sie haben 6 Frauen gewählt. Die zweitstärkste Partei sind die Zionssozialisten mit 19 Vertretern, davon 2 Frauen; dann folgt der religiöse Block mit 16 Gewählten und die Überchristen (Zeroristen) mit 14, davon 1 Frau. Die Kommunisten konnten nur 4 Sitze erlangen. Zuerst ist, daß die Wizo (Internationale Zionsistische Frauenorganisation) mit einer eigenen Liste in den Wahlkampf zog und im Gegensatz zu den meisten Splitterparteien eine Vertreterin durchbrachte.

Die Regierung besteht aus 12 Mitgliedern; Golda Meyer, der das Arbeitsministerium anvertraut wurde, ist das einzige weibliche Mitglied. Wir können uns nicht verlagen, den Leserinnen des Frauenblattes eine kleine Geschichte zu erzählen, die wir in einer Zeitung Israels fanden. Das Land feierte den 1. Jahrestag der Staatsgründung, als wir drüben waren. Bei dieser Gelegenheit wurde in der großen Synagoge von Tel Aviv ein Gottesdienst abgehalten, an dem die Behörden teilnahmen. Ein Knesset-Mitglied des religiösen Blocks forderte Frau Meyer auf, diesen Gottesdienst auch zu besuchen; der Mann wies darauf hin, daß sie in Moskau, wo sie als Gesandtin Israels ge-

wirkt hatte, auch die Synagoge besucht habe. Ja, antwortete sie, das habe sie getan, um Kontakt mit den jüdischen Frauen zu gewinnen, die sie eventuell den Sowjetbehörden gegenüber vertreten mußte. Daheim in Israel aber werde sie erst in die Synagoge gehen, wenn es ihr möglich gemacht werde, unter den Männern zu sitzen, wie das ihren Vorstellungen von der Gleichberechtigung der Geschlechter entspreche. Bekanntlich sitzen die Frauen in den Synagogen nicht im Gottesdienstlichen Raum selbst, sondern auf einer Tribüne oder in einem Nebenraum. Es scheint, daß der Staatsanwalt Frau Meyer vorgeschlagen hat, sie möge seine Eintrittskarte benutzen, er werde dann mit der ihrigen auf der Frauen-Tribüne Platz nehmen. „Dieser Ausweg erwies sich als ungangbar“, fügt die Zeitung bei!

Außer dem Gesetz über die Militärpflicht wurde in den letzten Tagen (11. Sept.) das Gesetz über die Schulpflicht angenommen. Eine solche hat bisher in Israel nicht bestanden. Da das neue Schulgesetz 3 Tage zuvor begonnen hatte, soll das Gesetz von jetzt bis März 1950 nach und nach verwirklicht werden. Die Schulpflicht wird vom 5. bis zum 13. Altersjahr der Kinder dauern. Das erste Schuljahr wird im Kindergarten abgebrochen und war im Regierungsentwurf nicht vorgesehen. Im begrenzten Schuljahr ist der Unterricht für die 6-11jährigen obligatorisch und unentgeltlich; bis 1952 sollen alle Schulpflichtigen erfasst sein. Eine sehr belastende Erbschaft aus der Zeit der Mandatsmacht sind die zahlreichen 14-17jährigen, die noch eine gewisse Schulung erhalten sollen. Das Schulmaterial ist einflussreich noch von den Eltern zu beschaffen. Von den Schwierigkeiten Israels bekommt man eine Ahnung, wenn man hört, daß vier verschiedene Schulorganisationen vorgesehen sind: allgemeine (man könnte sagen „neutrale“) Schulen, sozialistische (labour) Schulen, Schulen der gemäßigten Orthodoxen und solche der streng Orthodoxen. Wie es möglich sein würde, an kleineren Orten allen Elternwünschen zu entsprechen, ist uns einflussreich ein Rätsel, ganz abgesehen davon, daß uns diese Maßnahmen durch die Trennung der Kinder die Volkserziehung zu erschweren scheint. Man wird über diese Angelegenheit wohl mehr erfahren, wenn das eigentliche Schulgesetz zur Diskussion stehen wird.

Die Gesetzgebung ist aber nur eine der Aufgaben des jungen Staates; im Vordergrund steht die Verwirklichung der gewaltigen Einwanderung und der damit verbundenen Probleme. Ende 1948 war jeder 6. jüdische Einwohner ein Neuanfänger, d. h. er war noch nicht ein Jahr in Israel. Ende 1949, nach einem Zustrom von weiteren 200 000 Einwanderern, wird ungefähr jeder 5. Einwohner unter die Neuanfänger zählen. Nimmt man hinzu, daß ja noch nicht Friede im Lande ist, sondern erst Waffenruhe, so ergibt sich, wieviel beklemmende Last auf den ersten Behörden Israels liegt.

Wie groß aber die Schwierigkeiten sein mögen, so lassen sie den Besuch des Landes keinen Augen-

blick vergessen, welcher ein Wunder ihm in dieser Volkserziehung entgegentritt. Wer sich unter Juden nur gebühte und gedrückte Menschen vorstellen kann oder solche, die ihre Unsicherheit durch überbetontes Selbstgefühl verdecken wollen, dem können wir nur zu einem Besuch in Israel raten. Er wird das eine Bewußtsein finden, die sich in ihrem ruhigen Glauben keineswegs von andern Bevölkerungen unterscheiden. Man spürt ihr die Geborgenheit des Daheimseins an. Man wird höchstens wahrnehmen, daß die große Last, die auf diesem

Volk liegt, bei ihm eine besonders disziplinierte Haltung bewirkt hat, die im Straßenverkehr, in Läden und an Arbeitsstellen wohlthuend auffällt, und eine Würde, die z. B. in der Ablehnung von Trinkgeldern zutage tritt. Und man wird dem Volk, das sich in der Stunde der Gefahr bewährt hat und sich in der Stunde immer noch kritischen Lage weiter bewährt, nur wünschen können, daß die Prüfung nicht über seine Kraft gehe und es als gestiftetes, einiges Volk daraus hervorgehen dürfe.

G. Gerbard

Saidarabad

Der Staat Saidarabad liegt in der unteren Hälfte von Mittel-Indien gelegen, ohne Zugang zum Meer. Im Norden grenzt er an die Central-Provinzen, im Süden an die Provinz Madras und im Westen an die Provinz Bombay.

Die in Saidarabad lebende Bevölkerung gehört vier verschiedenen Stämmen an, die ihre eigene Sprache haben. Die von ihnen bewohnten Distrikte werden auch nach diesen Sprachen benannt. Im östlichen Distrikt Naganaa lebt eine stämmige Rasse, hervorgegangen aus einem alten Volk von Seefahrern und Kolonialisten mit indogermanischer Kultur. Während der letzten 50 Jahre brachte sie mehrere bedeutende Kriege und tapfere Kämpfe für Indiens Selbstständigkeit hervor.

Im Süden wohnen die Jamilo, ein altes, begabtes Volk, gleich berühmt für seine kriegerische Vergangenheit wie für sein kulturelles Erbgut. Ihre Literatur- und Philosophie-Werte erwecken große Bewunderung.

Im Westen und Nordwesten sind die Maharathas, die Nachkommen arischer Familien und Anhänger des großen Maratha-Herzogs Shivaji. Sie sprechen Marathi und sind bekannt für ihre geistige Regsamkeit, ihre Tapferkeit und ihren ausgezeichneten Charakter.

Die Mahamedaner, die nur 13 Prozent der ganzen Bevölkerung ausmachen, sind über den ganzen Staat verteilt; eine große Zahl von ihnen hat konvertiert.

Die auf dem Gebiete von Saidarabad lebende Bevölkerung zählt 10-17 Millionen Seelen; davon 86 Prozent Hindus, 13 Prozent Mohammedaner und 1 Prozent Andersgläubige. Ihr Einkommen beläuft sich auf rund 180 Millionen Franken jährlich. Die Haupterwerbsquellen des Landes liefern Baumwolle und Datteln; aus Saidarabad kommt der größte Teil der indischen Dattelnproduktion. In der nördlichen Ecke des Gebietes von Maharatra finden sich noch die berühmten Tempel von Ajanta und Ellora, ein Wunderwerk von Skulpturen und Malereien, die hauptsächlich religiösen Motiven entspringen. Der persönliche Reichtum S. E. H. des Nizams, Herrscher von Saidarabad, ist ganz enorm und wird auf 6000 Millionen Franken geschätzt. Sein jährliches Einkommen aus seinem privaten Vermögen beläuft sich auf 17 Millionen Franken. Außerdem bezieht ihm der Staat noch jährlich 5 1/2 Millionen Franken für seine privaten Ausgaben. Daneben leben aber noch 10 andere Magnaten im Lande, deren Einkünfte im Jahre 1 1/4 Millionen Franken betragen.

Die Dynastie des Nizams geht auf verhältnismäßig jüngeren Ursprung zurück. Zur Zeit als das Mogul-Reich aufgelöst wurde und die Engländer sich in Indien niederließen, gewährte der damalige Gouverneur von Dehkan, ein Vorfahr des Nizams, den Briten bei der Errichtung ihrer Herrschaft große Hilfe. Die Engländer erlaubten ihm dann auch, nicht nur sein bisher regiertes Land zu behalten, sondern sie gaben ihm noch Gebiete aus dem Königreich des Sultanats Tipoo und verliehen ihm den Titel eines Herrschers und neuen Verbündeten der Engländer. Damit erhielt Saidarabad sein eigenes Nizam- und Peshwa-System, eigene Beamten, der Nizam war aber nie so frei, daß er nach seinen eigenen Wünschen handeln konnte. Er hatte den Engländern gegenüber gewisse Verpflichtungen. So wurden drei Stützpunkte in der Nähe der Hauptstadt errichtet. Für die dort untergeordneten Truppen hatte er voll und ganz aufzukommen, er übte keine Kontrolle über sie aus. Diese Truppenkontingente konnten deshalb gerade so gut gegen ihn wie zu seinem Schutze eingesetzt werden. Der Nizam mußte aus diesem Grund immer befürchten, irgend etwas zu tun, was den Engländern vielleicht nicht genehm sein konnte. Ereignisse liefen dann wirklich einmal ein Herrscher gegen die englischen Pläne, so wurde der Herrscher wie ein Kind abgesetzt oder britische Beamte wurden an hohe offizielle Stellen berufen, um die Geschäfte den englischen Wünschen entsprechend zu führen.

Obwohl der Herrscher von Saidarabad, Seine erhabene Hoheit der Nizam, enorm reich ist und die verschiedenen Wägen auch nicht über wenig Mittel verfügen, so leidet das Volk in den Dörfern, das in Tat und Wahrheit die Reichthümer erschafft, unter Armut und Schulden. Beinahe jeder Bauer hat Schulden. Die Verwaltung war rückständig und unfähig; die Regierung unternahm keine zusammenhängenden und tatkräftigen Bemühungen, um die Lebensbedingungen der Landbevölkerung zu verbessern oder um sie aus ihren elenden Verhältnissen herauszureißen. Wohl hegen die Nizams, vor allem der gegenwärtige und dessen Vater, den großen Wunsch, das arme Los ihrer Völker zu mildern, aber die von der Verwaltung unternommenen Anstrengungen waren nie sehr wirksam. Zu Gunsten des gegenwärtigen Nizams muß erwähnt werden, daß, als nach dem Ersten und besonders nach dem Zweiten Weltkrieg die dem Volk auferlegten Steuern enorm stiegen, er die Einführung einer Einkommensteuer bewilligte. Der Vater wurde „Seine Hoheit“ genannt; die

Altweimariäches Liebes- und Ehegeschichten

Von Helene Böhler

Am Abend ging das rechte Leben erst an, da kam das eigentliche Geheimnis an die Reihe, und nach dem Trinken und Essen erwachten die Lebensgeister. Die herrliche Sommernacht hüllte alle ein und drängte sie zusammen auf den erlauchtesten Platz unter der Linde. — Und in diesem hellen Kreis wimmelte es wie ein Mühlendamm, der uns Licht schenkte. — Nur ich und da fiel ein hellgelbtes Mädchen aus dem glänzenden Zauberteufel ab und wandelte im Dunkeln. Und wie sie sich schwang und wie sie lachte und flüsterte und wie die Herzen schlugen, und der Wein die Sinne belebte und trübte! Entfernt im dicken Gebüsch lagen die Nachtigallen, denen Liebesbesinnung die Herzen zerren sprengen wollte.

Dem Förster war's nicht wohl zu Mute. Sie kamen ihm so erbärmlich vor, die gedankenlosen Leute — wo Tod und Krieg und Schmach und Not über die Erde hingog und alles mit sich riß, vernichtete, zerhackte, wo keiner seines Lebens und seines Gutes harrte, wo Könige in den Staub getreten wurden und jeder Mutter jünger Sohn kein Blut einem freien Erben ohne Gnade und ohne Ehre hinopfern mußte. — Er schloß sich ein, verlassen in seinen heiligen

Gefühlen auch von den Seinen. Seine beiden jüngsten

Liebesleute tanzten mit untergelegten Kränzen. So aneinander geschmiegt, in geheimnisvoll dämmiger Nachtluft, einem unter Menschengebirge dahinfliegenden, dem nahen Atem zu fühlen zwischen Büschen und die jungen warmen Körper, und jede Begung, Liebeslust und Liebesglut und jede Bewegung, Zärtlichkeit und Schönheit und Jugend — das füllte die Sinne an allen Enden zugleich an, wie eine feine Stadt, das flackert und lübt, das möchte in Flammenglut die ganze Welt begraben. — Und dieser Mühlendamm fühlte sich als ein heiliges Licht.

Die kleine hing so mait wie ein geheimes Licht am Arme ihres Liebsten, der Volentanz auf ihrem Haar buffete, — die Rollen hatten sich warm und weich umhüllt in die Sinne gefüllt. Dem jungen Bräutigam vergingen die Sinne. Ihr kühles Herzchen hatte ihm oft irreführt; er hatte sich erschöpfen müssen in Zärtlichkeit, Unmerklichkeit, um ein gnädiges Lächeln seines schönen kleinen Götzen zu erhalten. — Und jetzt, welches Wunder! — jetzt war er Herr und Meister, gütig, mit klopfendem Herzen lag sie in seinen Armen.

Jetzt fuhr sie zusammen. Das waren Schritte! — Gleichgültig fuhr sie ihren Arm in den seinen und ging mit ihm, und die begehnten Heinrich Strobel, mit dem sprach sie barmanlos und lebenswichtig, als hätte kein Windhauch ihre Seele bewegt. Ihm Begleiter aber war, als würde ihm der Hals zugeschnitten, er hätte kein Wort hervorbringen können.

„Was für eine kleine hübsche Hase war sie doch!“ Friedrich Herbig wollte heute nicht mit seinem Strobelmeier vom Rücken hinabgehen, wartete nicht bis zum Morgengrauen bis beim Fahnenmast das Fest sich neu auflebte, sondern ging früher, als die Sommerzeit nach dem Mond untergegangen war, über der Erde lag. Als er von seiner Braut Abschied nahm, flüsterte er mit ihr und fragte sie bang und erregt und sie erwiderte ihm flüsternd und bestrich leicht seine Lippen mit einem Küsschen.

„Aber du, tanz mir nicht — tanz mir nicht mehr,“ sagte er, da lachte sie und er fürzte davon in die dunkle Nacht hinaus.

„Wo ist er denn?“ fragte Heinrich Strobel, als er Schlümpferlein allein auf dem Tanzplatz stehen sah. „Fort ist er gelaufen.“

Da lächelte Heinrich Strobel.

„Wie war's denn mit dem Schwager?“ meinte er, „den wird er doch erlauben? Wir sind einander ungefährlich, wir beide, denke ich.“

„Ich denke es auch“, sagte sie kühl, „der Herr Schwager mag mich nicht besonders.“

„Wenn Sie brav find, Schlümpferlein, mag ich Sie schon, weshalb nicht — schon um Ihrer Schwester willen.“

„Sehr schmeichelt“, sagte Schlümpferlein.

„Und wenn Sie an Ihrem Vater gut machen, was Sie Böses getan haben?“

„Ja, was denn?“ fragte Schlümpferlein ungelüdig.

„Damals, im Winter, den Abend eh ich den Herz-

sieb brachte.“

„Daß ich nicht müde.“

„Als der Vater Ihnen das Mädchen erzählte.“

„Als gehen Sie, Herr Schwager, das ist nett nach-

träglich, da kann ich meine Schwester freuen, wenn Sie so find. Der Vater hat das längst verzeihen, mein Gott!“ Sie war sehr ungeduldig.

„Das hat er nicht vergessen, Schwägerin, viellecht vergißt er's sein Leben nicht. — Sie müssen das gut machen, Ludovika, mir hat's schon längst auf dem Herzen gelegen. Seht, lag ich's Ihnen.“

„Dien Vater, daß Sie den tranken konnten!“

„Wahns Sie's gut, und nun den Schwager!“

„Er möchte nicht, daß ich tanz.“

„So,“ sagte Heinrich Strobel lächelnd, „Sie böses Kind, vorhin wollten Sie doch, und nun weil ich Sie gelassen habe, möchten Sie mich küssen.“

„Nein, er will es wirklich nicht.“

„Ich bin da ausgefallen, meine Beste, bei dem Verbot. Sagen Sie ihm, Sie hätten mit dem Schulmeister getan, das ist ungehörlich.“

„Sie tanzten den Schwager mit einander.“

„Halt du mich mit dem kleinen Affen gehen?“ fragte Heinrich Strobel seine Braut. „Wie nahmen wir uns aus?“

„Nicht besonders, mein Herr Väter; wir sehen schon besser miteinander aus, glaub' ich.“

„Das wollt' ich meinen. Sie ist ein Weibchen, wie ich dir sagte, geradejo ein Weibchen, wie ich damals

mit der roten Mähne und Roarmaria, die Schöne erheischen auf dem Hof vor dem Schaffstall, begleitet von schmachtenden Gevatterinnen. Sie bringen Zucker, Säde, Spheren und einen Weistien. So der Strauß da find, lo manches Schaß wird aus dem Dunfel gezogen. Virginia heßt die Tiere mit seltem Griff die Wolle auf, legt sie auf die Seite und hält sie fest, während Roarmaria ihnen die Füße mit einem Strick fesselt. Die Tugendfalsch benehmen sich ungebührlich, verüben aufzuklehen, erzwängen Schier, um gleich wieder hinzukürzen. Sie run, als wollten wir sie schlachten!, lachen die Mädchen. Die älteren Tiere ergeben sich leicht in der Les, gegen die jüngeren gehen sie mit dem Griff und den Tingen, die sie bekommen wollen. Die Schere legt ein, beim Kopf beginnend, folgt dem Hals und schält von der Rückenlinie aus den Leib des Gefährdes langsam aus seinem Fell. Wie Schaum, weißer, gefärbter oder braunerhaucht sich das Alles rings um das Tier, das nach und in seiner rot durchscheinenden Haut an eine leicht decolletierte Dame um 1900 erinnert, die ihre von Schwanenpelz oder einem Straußenbau umrahmten Hüfte präsentiert. Auch der Ausdruck des Tieres ist demnachst hüftigüert. Es vertritt seine Gemütsäußerung, wenn, auch wenn der Schnitt lo nach der sarten Haut erfolgt, daß sich ein roter Streifen abhebt, oder wenn mit der Schere eine Fote aus dem Rücken gezogen wird, die die Haut in einem roten, schmalen Strich über die Mädchen scheinen besonders. Schaß zu finden an der Befestigung. Sie flüchten sich sofort, grausliche, W

Lager der FSD. | Heimat im Sinne des c

Wir Frauenrechtlerinnen treffen im Kampf um unsere Sache immer wieder auf Gegnerinnen; — unter den Soldatinnen unserer Armee, im Frauenhilfsdienst, hätten wir sie aber allerdings zuletzt vermutet.

Heimat im Sinne des ermächtigten geistlichen Auftrages und nicht im Sinne der Erreichung eines rein politischen Zieles.

Um die überdiesige Verantwortung geht es in der Tat. Nicht nur beim Beitritt zum FSD, sondern auch in der Einnahme des Frauenheimrechts. Es gibt viele Arten, dem Heimatland zu dienen. Eine davon ist zweifellos der Frauenheimsdienst in der Armee. Es ist aber reichlich naiv zu glauben, Armee und Politik, oder sogar eine Armee und öffentliches Leben hätten absolut nichts miteinander zu tun. Es ist auch falsch, vom Frauenheimrecht als einem rein politischen Ziel zu reden. Die Verleihung des Frauenheimrechts und Wahlsrechts ist eine weitere Art, Kräfte für den Dienst am Lande freizumachen, deren es bedarf, um die politischen Aufgaben, deren es bedarf, um die politischen Aufgaben zu bewältigen.

Marie Perle

Mit großer Beugung habe ich constatirt, daß es sich endlich regte im Blaukreise des freiwilligen Anmeldebüros für den militärischen Hilfsdienst. Der ausgezeichnete Artikel in der „Neuen Zürcher Zeitung“ hat alles ausgeprochen, was darüber sagen und denken kann. Aber nun, warum nicht die Konsequenz daraus ziehen um fröhlich und frei zu sagen, was man haben möchte: Forderung gegen Forderung? Der Bundesrat wünscht und verlangt Hilfe von den Frauen in Belangen, die sonst nur von männlichen, vollen Bürgern verlangt werden. Also als Gegenleistung gebe er nun den Frauen auch als Bürgerin und Bürgerrecht. Das Volk will es nie tun, und wir Frauen nun bereits. Aber die Bundesversammlung, die sich nicht als Referendum ergreifen wird! (Red.) Die Daßgängerin der Frauenverbände soll wieder einmal energisch vorgehen und dann wird man sehen, wie sie aufgenommen werden wird. Die Schweiz ist jetzt bald das einzige Land in Europa, das dem Frau nicht die gleichen Rechte gibt, wie dem Mann. Es sind in der letzten Zeit viele unterdrückte Völker aufgestanden und haben gekämpft um der Freiheit willen, um das Recht auch mit zu regieren und mit zu raten, nicht nur zu gehorchen. Und wir Frauen sind dem Vaterland, das die Dienerin und Ratgeberin regiert, aber es soll nicht die Dienerin in Freiheit sein und im gleichen Recht zur Hilfe.

2. 23. 23

„It's a long way to Tipperary“, sangen voll Wehmut im Ersten Weltkrieg die englischen Soldaten. Es ist auch ein langer Weg, hat ihn in dieser Zeit manch melancholisch gestimmter Arbeiter erlebt, bis die Dessenflichtigkeit sich um das traurige Los jener Volkskrieger zu kümmern begann, die zum eigentlichen Opfer der Geldentwertung wurde.

Immer noch gilt eben das Sprichwort, daß man sich mehrern muß, um überhaupt beachtet zu werden. In dieser Erkenntnis haben sich vor Jahrzehnten die Arbeiter in unserer Land zu einer ersten Vereinigung zusammengeschlossen, um sich organisieren begonnen und die „Gewerkschaften“ gegründet, die in Zürich domizilierte „Vereinigung zum Schutze des Mittelstandes, der Sparrer und Rentner.“ Entsprechend ihrer Zielsetzung: die Dessenflichtigkeit auszuwärten über die heutige Situation der Sparrer, die Bedeutung des Sparpines für Volkswohlheit und Staat und die sich ausbreitenden Maßnahmen, gibt die Vereinigung unter dem Titel: „Der Sparpinner“, das Organ „Der Sparpinner“, heraus, das eine, wie der Herausgeber Rudolf Johann verweist, „Publikation ist, deren Zweck

Die kleine Broschüre ist es wert, von allen um das Wohl unserer Demokratie Interessierten aufmerksam gelesen zu werden. Das Problem ist weit gefaßt. In einem ersten Teil stellt sich der Autor in grundsätzlichen Betrachtungen mit der Bedeutung des Späters in privatwirtschaftlichem, volkswirtschaftlichem und staatspolitischem Sinn auseinander, wobei er zum Schluß kommt, daß Sparwille und Sparmöglichkeit entscheidend sind für die Existenz unseres Mittelstandes. *von allgemein*

Den modernen Propheten, welche die Bedeutung des Sparens zu bagatelisiren suchen, wird in fundirter Beweisführung entgegengehalten, daß Sparen auch heute noch eine Tugend geblieben ist. „Wer spart, dient seinem eigenen Wohle und ist weit davon entfernt, der Gemeinschaft zu schaden, er dient auch ihrem Wohl. Privates und öffentliches Interesse stehen hier im Einklang.“ „Ein Volk, das nicht mehr

* Rudolf Johanni: „Der Sparter — eidgenössisches Verdingkind?“, herausgegeben von der Vereinigung zum Schutze des Mittelstandes, der Sparer und Rentner. Rostsch 112. Zürich 22.

paren will oder iporen kann, hat auch keine Mittel für Kulturmaze, keine materiellen Kulturreizen", schrieb Prof. E. Brunner in seinem bekannten Wert Gerechtigkeits. Die Geichichte lehrt, daß Völler, die nicht imstande sind, zu iparen, mit der Zeit in wirtschaftliche Abhängigkeit von andern Ländern geraten. Sehr leicht löst sich nachweisen, daß unsere Realitätspolitik ihre nicht geringste Stütze gerade auch in dem hohen Maß der Selbstfinanzierung unserer Volkswirtschaft gefunden hat. Eben diese Selbstfinanzierung gab uns die Möglichkeit, wirtschaftlichen Druckversuchen des Auslandes mit der nötigen Festigkeit entgegenzutreten.

In einem beiderseits Kapitel wird die Verlagerung der Einkommen und die Entwertung der Sparanlagen seit Kriegsausbruch untersucht, das hier zusammengetragene, systematisch geordnete Material erscheint, auch dem Künftigen die Augen zu öffnen für die Gefahren einer Entwertung, in die auch kleine Darlehen eintreten. Im Dreifachen haben wir graphisch die Darstellungen gegeben, in über die Mähen einbrudelslos Bild zum Rückgang des Realzinsens der Sparer, Rentner und Pensionsbezieher. Ungenommen, daß ein Rentner im Jahr 1938 Fr. 100.— dem Einkommen bezog, so schmälern diese Fr. 100.— bis 1948 auf etwa Fr. 40.— zusammen. Nicht nur das Real-, sogar das Nominalzinsentkommen war seit 1938 rückläufig, während es bei allen anderen Einkommensbejahren im Zug der Geldentwertung eine Erhöhung erhielt.

Die Ursache der Vortage, in welche die alten Sparer geraten sind: Gebeitemwertung, Steuerdruck, Zinsinkubitation, werden anhand von Zahlenmaterial eingehend erörtert. Sehr aufschlußreich sind dabei die Angaben über die zahlenmäßige Zusammenfassung der Sparartikeln in die verschiedenen Größenordnungen; sie zeigen, daß es in der Schweiz viele Tausende von kleinen Leuten sind, welche über das Gros der Einlageguthaben bei den Rational- und Totalbanken verfügen, und daher Zinsmanipulationen nicht nur eine Angelegenheit der Großen" sind.

Das Schmerzgewicht legt die Schrift aber nicht auf

der materialistischen Seite die grundsätzliche die staatspolitische Seite der Probleme. Der Sozialismus entspringt dem Streben der „Bürger zur Selbstverantwortung, der Kritik der Gesellschaftsentscheidung, die alles nur um Staat und Staat wartet. „Weil wir daran glauben“, so schließlich Verfaßer, „daß nur der freie, selbständige Mensch seine ihm von Gott zugesandte Mission des Schöpfertischen, des von Generation zu Generation die geistigen und kulturellen Werte weitergebenden Individuums als Glied einer irdischen Gemeinschaft erfüllen kann, leben wir nicht im Zentralismus, im „marxistischen Sozialstaat“, nicht in der Beherrschung im Wirtschaft und in Massenmenschlichen unter Ideal, sondern in einer Gesellschaft, die viel von sich und wenig vom Staat verlangt, in einer Staatsform, in der Freiheit und soziale Gerechtigkeit für alle gelten.“ Für alle, das heißt: auch für die „verregenen Alten“.

Unter diesem eiskalten, und den „Gounder“ weiter Kette erregenden Himmel, hat die Frauen- und Kinder Winterthur am 5. Oktober einen „heiteren Abend“ veranfaßt, der in allen Beziehungen heiter und frohlich verlaufen ist. Mit dem neuen Kaminverhält es sich so, wie es sich mit allen Reparaturen in allen Häusern verhält, sie sind unumgänglich, und die Kosten dieser Unumgänglichkeit sind so unumgänglich, daß eine soziale Institution an das soziale Gewissen ihrer treuen Freunde appellieren muß. Sonst müßte sie einen Großteil ihrer Finanzen dem sozialen Zweck, dem sie bestimmt sein entziehen, um dem unumgänglichen neuen „Chämi“ um Deinen zu

Was wohl würde und Kriegerstößen miteinander um zu tun haben, werden Sie sich fragen. Eine neue wunderliche Dinge im Ablauf eines Traumes? denn ich erlebte ein großes Erlebnis nicht wie ein Traum? Es war eine gemühte Gesellschaft, die früh morgens an der Grenze Eshiboshi dem Autorator beistieg, um eine Fahrt nach Saarbrücken anzutreten. Doch der Kontakt stellte sich bald her, nämlich bei der Sicht des ersten Störneschnepfes, denn diese Vögel fliegen vom blühenden Zedern umgeben, und das Paar ist uns den Gefallen vom Morgenandachten schon zurück zu sein. Meiner Meinung nach, die Vögel fliegen in der Ebene, wo Korn und Reben, Wälder, Kaffee, und Obstbäume, die Ausnahmen, wie wir sie bei uns nicht kennen, abwechseln. Links ziehen sich die Wälder hin, und rechts gezeichneten Baumkronen und Rüsturme Zillgrannennante in den hellen Horizont. Und wo wir den nächsten nähen kamen wurden auch die Störneschnepfe sichtbar; das letzte und interessanteste haben wir in der Kolonialzeitliche. Dieheim ist total zerstört, von der Kirche ist eine Mauer übrig geblieben, die als ein alter Störneschnepf bleibt, und auf ihr thronen die alten Störneschnepfe. Und das ist das einzige, was weißt geht. Natürlich gehen auch die vielen Bräuen- und Wohnhäuser vom menschlichen Willen einer zügellosen Zukunft entzauwachen.

In Saarbrücken angekommen wurden wir im Bundeshotel untergebracht. Vier Stodwerte ragt es über den Boden und ist natürlich ohne Fenster. Die Zimmer haben die normale Größe wie in unsern Hotels, und sie werden auch nachts gut und leise ventiliert. Wenn man aber bedenkt, daß darin 5000 Personen, 30 pro Zimmer, bei Luftangriffen Untertunkn suchen, kann man sich kaum vorstellen wie es sich darin anmerkt.

Die Kassen für eine uneinnehmbare Stellung.
Der Einwohner ist ein ausgebildeter Soldat! So
überlebte Goebbels in einer Radiorede gepfeift. Als
Antwort der Affilierten folgte ein langandauernder
Aufmarsch, der den größten Teil der Stadt, nach
der mächtigen Kaserne vernichtete. Wösi fand Not-
unterkunft erreicht, aber sie reichen bei weitem
nicht aus, und so wird jeder irgendwie gedackte Raum
als Zuhälter, bei denen rechts und
links die Zimmer eingezogen sind. Die rechte
Teil verwendbar ist. Es sind die ärmtlichen der
Armen, die hier wohnen. 40.000 Kriegswitwen
wird im Saargebiet rentenberechtigt. Aber ihre
Rente ist so klein, daß sie über die billigen Keller-
wohnungen noch froh sein müssen. Wir haben also
Menschen in den geschloffenen Kasernen bewohnt.
In geschlossenen Kasernen! 29 Familien mit 72 Kindern
wurden überhöht. Neben schmutzigen, aller-
ersten primitivsten Möbeln sah man das herliche Gemäße
der Mütter, die Kinder rein zu kleiden. Eine Frau
hatte den Schuttboden sogar mit zusammengelesenen
Büchlein belegt und die feuchten Wände mit Kar-
ten bedeckt. Weitens sind es evakuierte Famili-
en, die auch nicht mehr in der Lage sind, sich
gelegentlich auf dem Lande zu bewegen. Doch
da sie in der Stadt eher einen Lebensverdienst finden

vorziehen und die Frauenzentrale nicht geleitet, an Herrn Brändli abtreten zu müssen, oder sie darin amtierenden Frauen dem Erfrischen auszuweichen.

So erklärte die Präsidentin Fräulein Weber dem Grund zu dem Wunsch, aus der Feierlichkeit der Einweihenden und der Erfrischenden die finanzielle Sanierung einer verheerenden Kaminrechnung zu erreichen, in einer Form, welche auf beiden Seiten nur etwel Freude verursachte. Dies geschah auch vollständig. Die Gäste erschienen zu Hunderten, um ihre Dankbarkeit an Herrn B. W. zu bekunden. Was eine poetische Neuze der Zeit ist, der Festtag der Frauenzentrale, Winterthur 1874 und wie sie zu erzählen wußte, ergab sich durch eine Serie Vorträge, die sie durch junge Künstler fein dargeboten, multitalig, so modisch, so Edwin Fischer an hübschem Spiel und gutem Gesang vermittelte, was der Betreiber der Stadt Winterthur geholt und voll Rederei den „dem Heim entzogenen“ Frauen servierte, ich will alles eine persönliche Stimmung.

Die Stimme, die mühselos und teillos **nachher**
in kürzester Frist mit wahren Gefährten **unter** **Sachern**,
die alle gelehrt worden waren, fertig wurde, so daß
zu hören war, daß die Kassen-Rechnung ein **schöner**
Berg eingegangen sei. Und alle Teilnehmer **höher**
gerne in absehbarer Zeit falls etwas wegen **ihnen**,
schiedten Jahresabschlusses wieder **einen** **in**
beiderer Name so viele und so gute **Sachen** zu **schien**,
hört bereit erklären, und so hübsche junge Stimmen
singen und so nette Reden halten zu hören, sich
freuen würden. **Sie** **gab** **meine** **Wahrheit**: „Es
ist einfach ein wunderbares Gefühl so viele gute
Dinge essen zu dürfen und zu wissen, daß man damit
ein gutes Werk tut.“

(L. S.)

und 40000 Kriegswitwen

find sie ohne Bewilligung zurückgekehrt und aus den Kellerwohnungen nicht zu vertreiben.

Das Saargebiet ist ein typisches Kohlenland. Es wurde uns ermöglicht ein Bergamt über Tag zu besichtigen. Wir wollten nicht von der impolanten Maschinenwelt, dem großen Förderband und Förderkranz mit den ein- und ausfahrenden Wägen, den Gleisbefragungen und Holzlagern inselnen, sondern über das was uns im Herzen mehr getan hat. In der Sortiererei, bevor die Kohle an die Wäscherei und Siebererei geht, laufen vier breite Bänder, und hier ist für die einzelne Frau, mo Frauen verwendet werden. Aber es will uns nicht einleuchten, daß dies nun Frauenarbeit sein soll. Sie haben von den rasch laufenden Bändern die Städte aus den Kohlen heraus zu leeren, oft sind es mächtige Blöcke an denen zwei Frauen schwer zu tragen haben. Man kann sich kaum vorstellen, welche physische Belastung dies für die Frauen darstellt, den ganzen Tag und in diesem Tempo Steine zu sortieren. Aber es wurde uns gesagt, daß es, wenn andere Tragat, eine privilegiertere Arbeit ist, die Kriegs- und Kriegswitwen und Frauen von Kriegsinvaliden hier anstellt werden. Der Tagelohn ist bescheiden (Frauenlohn) ist meistens bescheiden in Schweizerverrechnung umgerechnet rund 4 Franken. Und dennoch sind die Frauen froh Brot für die Kinder und den arbeitsunfähigen Mann zu verdienen.



hämten Augen höflich an Virginia schimpft, im-
mer jein es die Wälder, die so sehr würdevoll, die ar-
men Schickel bagegen, die die Kämmer werfen müß-
ten. — Da packt der Tod Virginios Rod und zerrt
daran. Sie ärgert sich, weil man ihre Beine zu sehen
bestimmt. „Ach, Wülfen“, schreit sie ihn an und gibt
ihm einen Stoß. Kolumaria laßt schadenfreudig zu-
sehen. Das Thier aber ihre Jöpfe und will sie freßten.
Getreulich, Gemmauer. Jetzt reißt sich Virginia. Die
Frauen schauen zu, die Schere erheben. Sie wollen
sehen, wie die Mädchen mit den heißesten Parien
des Gesellschafts fertig werden. Je nackter der Wülfen
sie zeigt, um so langmuirer schreien die Frauen. Der
Wülfen schreit, daß er die Frauen schmelzen will. Die
Frauen brechen in Gelächter aus. Schließlich wird
der Tod mit einer Bedeckung aus eigener Wollst en-
tallen. Verächtlich holt er davon.

Zeit alle Schaje sind geichoren. Die Frauen haben
feststehende Hände und Schwielen an den Fingern.
Ihre Gesichter glänzen rot. Die Mädchen lachen längst
nicht mehr. Endlich ist auch das letzte Schaj ge-
ichoren und sprinat als nadtte Kreatur davon.

Unrecht! Ich ent's mir, die Tiere jetzt, wo's kalt wird, ihrer natürlichen Hülle zu berauben. Virginia leucht' aus Herzensgrund. Doch der gibt eine andere Betrachtung zu schaffen. „Nun habe ich keine Zeit mehr, mein Haar auf Sonntaa aufzuwickeln“.

„Sei froh, nedst Rojamarja, „daß wir dir nicht deinen roten Schopf abgejchnitten haben, wie den Schajen die Wolle“. Das Bild der lahlgejchorenen Bir-

gina wirkt so erheitend, daß darob die Müdigkeit vergehen wird. Helle Lust am Herzen überkommt die Schermerinnen. Wie trunken von süßem Wein wandeln sie, die gefüllten Wollfäße auf dem Rücken, nach Hause. Ich höre sie lange noch lachen und tickern, während die Schafe friedlich über die Matten ihrer Wege ziehen wie zur Zeit, da das heilige Land, in anderem Sinne als heute, im Brennpunkt des Interesses stand, weil die Hirten auf dem Fels, als Erste, die Kunde erhielten: Friede auf Erden.

Aline Balangin

Die polnischen Vereine Wintershuts hatten am 4. Oktober in unserem Casino die bei der Schweiz bisher noch unbekannte polnische Pianistin Maria Sobel zu einem Klavierabend verpflichtet. Die junge Polin kann nicht als Wunderkind bezeichnet werden, trat sie doch nach einem schon als Zünftigeher begonnenen ersten Unterricht im Alter von neun Jahren zum ersten Mal öffentlich auf in Warschau. Ein schweres und wichtiges Schicksal (sie war u. a. eine geistlich in einem Konzentrationslager gefangen gehalten) ermachte ihre Begabung nicht zu hemmen, hat ihr am Gegenteil vielmehr eine Reife und Ueberlegenheit gegeben, wie sie in solchem Alter sonst nicht zugehen ist. Bald nach ihrer Befreiung durch die Amerikaner bot sich ihr Gelegenheit zu Konzerten. In London kehrte sie ihrer unerschrockenen Ausbildung fort

und konnte bald mit dem Londoner Symphonie-Orchester zusammen musizieren. Prof. Cherbuliez und Prof. Fischer wurden auf ihr pianistisches Können aufmerksam und ermöglichten auch ihre Schweizer Bekanntheit.

Man beschloß, die beiden letzten Konzerte der Saison entschieden dem Einbruch, das heißt nur ein Parteitag ist und daß noch weitere Konzerte in der Schweiz folgen werden. Zwar muß festgestellt werden, daß der Einbruch des ersten Konzertes von Maria Sobol noch sehr uneinheitlich war. Eine eminente Singestimme, eine große Modulationsfähigkeit des Gesanges, flares Gedächtnis und eine sehr belle Stimme, die in der Lage war, die Aufmerksamkeit des Zuhörs zu erlangen, das ist unter Umständen zu einer Gefahr für das Ensembleplan, für das geistig-ethische Erleben eines Wertes werden können, je nachdem sie in einem je anderen Ausnahme. Der erste Programmtitel (Bachs Chromatische Fantasie und Fuge, Beethovens „Appassionata“) ist empfindlich unter dem Mangel an Stimmführung, die in der ersten Hälfte des Konzertes zu hören war. In der zweiten Hälfte, die in der ersten Hälfte zu hören war, ist die Stimme zu Hause zu sein scheint. Eine Brillanz und ein noch ein großer technischer Aufwand konnten darüber hinwegtäuschen. Maria Sobols Technik wirkt sehr elementar, aber nicht in jenen tiefsten Sinne empfinden und gelöst, wie das beim Vortrage von Bach und Beethoven nur einmal unumgänglich möglich ist. Die beiden letzten Konzerte der Saison, die in der ersten Hälfte zu hören war, ist die Stimme zu Hause zu sein scheint. Eine Brillanz und ein noch ein großer technischer Aufwand konnten darüber hinwegtäuschen. Maria Sobols Technik wirkt sehr elementar, aber nicht in jenen tiefsten Sinne empfinden und gelöst, wie das beim Vortrage von Bach und Beethoven nur einmal unumgänglich möglich ist. Die beiden letzten Konzerte der Saison, die in der ersten Hälfte zu hören war, ist die Stimme zu Hause zu sein scheint. Eine Brillanz und ein noch ein großer technischer Aufwand konnten darüber hinwegtäuschen. Maria Sobols Technik wirkt sehr elementar, aber nicht in jenen tiefsten Sinne empfinden und gelöst, wie das beim Vortrage von Bach und Beethoven nur einmal unumgänglich möglich ist.

sprechen, nie und nimmer aber der klaren Linienführung Bachs.

Umso mehr wurde man von der zweiten Programmräumlichkeit gefesselt, ja bezaubert. Hier war unter SolistIn nun in ihrem eigenen Element, und ihre klangpende Technik konnte sich voll entfalten, ohne lästigwidrig zu werden. Besonders des Altainers Karol Symonowitsch wurde in b-moll und Raels „A borada de graciolo“ waren eigentliche Glanzleistungen. Auch Chopins Balladen Op. 23 und 38 und seine drei Etüden ließen aufhorchen, mochte die Pianistin sie und da wohl etwas so sehr sich selber spielen. In Anbetracht ihrer Jugendliebe und daher ihrer Entwidlungsgeschichte dürfen wir für die Zukunft bestes Rieslerpädagogisches erwarten.

G. H. S.

In Bern lebte in ihrem 81. Lebensjahre die Malerin Vertha Zürcher, eine ursprünglich Aargauischschweizerin, ging sie frühzeitig zur Malerei über und legte sich in Basel selbst, wo ihre Bilder durch ihre treffliche Art auszeichneten. Das französische Blut, das in ihren Adern fließte, zog sie immer wieder aus ihrer Berner Heimat nach Frankreich. Sie lebte viel im französischen Süden, malte das Meer, wie sie zu Hause die Berge malte. Daneben gab ihre Liebe den Blumen und Kindern. In zahlreichen Holzschnitten, von handfarbig gedruckt, gliederte sie gelegentlich die Mißstände der Kunstpolitik.

